

„DAS ALLTÄGLICHE WAR PLÖTZLICH WIEDER ABENTEUER GEWORDEN“

Britische und deutschsprachige Schriftsteller
über das Leben jenseits des Ärmelkanals

Von Margit Dirscherl (Oxford)

Travellers from England to Germany and travellers from Germany to England have repeatedly written about how they experienced unfamiliar everyday life, ordinary objects and circumstances. With reference to Bernhard Waldenfels, this essay traces how they deal with the seemingly self-evident, which is new to them and which they do not always understand, and how they align it with their own experiences.

Reisende aus England, die Deutschland bereisten, wie umgekehrt auch Reisende aus Deutschland, die in England reisten, haben immer wieder Beobachtungen und Erlebnisse aus dem ihnen unvertrauten Alltag niedergeschrieben und von alltäglichen Gegenständen und Gegebenheiten berichtet. Wie sie mit dem scheinbar Selbstverständlichen umgehen, das für sie neu und nicht selten unverständlich ist, und wie sie es einordnen, zeichnet der Aufsatz mit Bezugnahme auf die Überlegungen von Bernhard Waldenfels nach.

„Mit Bewußtheit reisen bedeutet, über das Gesehene, Erlebte und unser Verhältnis dazu zu reflektieren; am besten schreibend“,¹⁾ so Rüdiger Görner. Manchen britischen und deutschsprachigen Reisenden, die niederschrieben, was für Erfahrungen und Beobachtungen sie jenseits des Ärmelkanals machten, ging es darum, namhafte Personen einmal mit eigenen Augen zu sehen oder ihnen sogar zu begegnen. Karl Philipp Moritz nahm die Gelegenheit wahr, William Pitt den Jüngeren reden zu hören; Johanna Schopenhauer besuchte Sir William Herschel. George Eliots Aufzeichnungen über ihren Aufenthalt in Berlin drehen sich fast ausschließlich um ihre Erlebnisse in den literarischen Salons, während es Theodor Fontane in London immerhin gelang, in der Nähe von Charles Dickens zu wohnen. Außerdem ist es den Reisenden daran gelegen,

¹⁾ Den beiden anonymen Gutachter/innen danke ich für ihre wertvollen Anmerkungen zu diesem Aufsatz.

RÜDIGER GÖRNER, Die Träne im Zug. Literarisches Reisen oder die Koffer in der Stadt unserer Phantasie, in: *Lettre International*, Sommer 2009, S. 106–110, hier: S. 106.

berühmte Orte kennen zu lernen. Deutschsprachige Reisende suchen in London Westminster Abbey auf, das Parlament, die Theater, aber auch die psychiatrische Klinik ‚Bedlam‘, Institutionen, deren äußere Erscheinung sie ebenso kommentieren wie ihre Funktionen im gesamtgesellschaftlichen Gefüge.

Verwunderung und Bewunderung stellen sich aber oft auch aufgrund unscheinbarer Details ein, in Momenten, in denen eigentlich nichts Weltbewegendes zu entdecken wäre, weil „immer wieder Fremdes einbricht [...], am ehesten dort, wo wir es nicht suchen“.²⁾ Und so geraten, ob in Reiseaufzeichnungen oder fiktionalen Texten, nicht immer nur Persönlichkeiten oder Sehenswürdigkeiten ins Zentrum von Reflexionen, sondern auch das Nichtgesuchte, Beiläufige, Alltägliche. „Wenn wir vom Alltag sprechen, so bezeichnen wir damit in der Regel jene Bereiche unseres täglichen Lebens, in denen selten Spektakuläres geschieht“.³⁾ Dazu zählen unsere Angewohnheiten und die Dinge, die uns zwar ständig umgeben, denen wir aber dennoch selten bewusst Aufmerksamkeit schenken. Alltag ist für uns all das, was sich regelmäßig wiederholt und das wir deshalb auch nicht mehr hinterfragen. Er ist das Selbstverständliche schlechthin, das Vertraute, das man nicht nur *versteht* (epistemische Vertrautheit), sondern *auf das man sich versteht* (praktische Vertrautheit),⁴⁾ im Sinne von Alltagskompetenz. Trotz Routine ist aber selbst der vertraute, ‚eigene‘ Alltag nicht immer leicht; es gilt, ihn zu bestehen: „Der Alltag ist jener Bereich der Wirklichkeit, in dem uns natürliche und gesellschaftliche Gegebenheiten als die Bedingung unseres Lebens unmittelbar begegnen, als Vorgegebenheiten, mit denen wir fertig zu werden versuchen müssen.“⁵⁾

Unterwegssein ist zunächst eine Möglichkeit, den Alltag zeitweise hinter sich zu lassen, zugunsten der Abwechslung: eine Möglichkeit, Spektakuläres zu erleben.⁶⁾ Aber Reisende oder Menschen, die sich auf längere Zeit in einem anderen Land aufhalten, erleben dort auch einen fremden Alltag. Dieser Alltag läuft zwar selbstverständlich ab, ist ihnen aber – sowohl epistemisch als auch praktisch – unvertraut. Erlebt werden *andere* „Bedingung[en des] Lebens“ und „Vorgegebenheiten“, die in ihrer Selbstverständlichkeit beobachtet und, zumin-

2) BERNHARD WALDENFELS, Vielstimmigkeit der Rede, Frankfurt/M. 1999, S. 15.

3) THORSTEN CARSTENSEN und MATTIAS PIRHOLT, Einleitung: Alltag in der Literatur der Moderne, in: Das Abenteuer des Gewöhnlichen. Alltag in der deutschsprachigen Literatur der Moderne, hrsg. von THORSTEN CARSTENSEN und MATTIAS PIRHOLT (= Philologische Studien und Quellen 267), Berlin 2018, S. 9–25, hier: S. 9.

4) Vgl. hierzu die auf Martin Heidegger zurückgehende Unterscheidung von Bernhard Waldenfels. WALDENFELS, Vielstimmigkeit der Rede (zit. Anm. 2), S. 91.

5) ALFRED SCHÜTZ und THOMAS LUCKMANN, Strukturen der Lebenswelt, Frankfurt/M. 1984, S. 11.

6) Vgl. hierzu die Überlegungen zur Tourismus-Werbung bei CHRISTIANE SOLLTE-GRESSER, Spielräume des Alltags. Literarische Gestaltung von Alltäglichkeit in deutscher, französischer und italienischer Erzählprosa (1929–1949), Würzburg 2010, S. 9–16.

dest bis zu einem gewissen Grad, verstanden werden können. Bestenfalls ist es möglich, in den fremden Alltag kurzfristig einzutauchen. Für den Beobachter aus einem anderen Kulturkreis ist dieser Alltag gerade aufgrund der Diskrepanz zwischen der lokal gegebenen Selbstverständlichkeit und der eigenen Unvertrautheit damit alles andere als leicht zu bewältigen, ja mehr noch: Ihm kann sogar etwas Spektakuläres, wenn nicht Abenteuerliches innewohnen, wenn die entsprechenden „Prozesse der Veralltäglichung“⁷⁾ (noch) nicht stattgefunden haben. Indem Reisende oder Neuankömmlinge das objektiv Andere erleben, werden sie selbst im Kleinsten mit der Erfahrung von Fremdheit konfrontiert, eine Erfahrung, die sie unweigerlich machen müssen, und die sich selbst in der Wahrnehmung unscheinbarer Gebrauchsgegenstände manifestieren kann. Sie erleben einen anderen Alltag als zu Hause, sind auf grundsätzliche Weise aus der eigenen Lebenswelt gerissen und deshalb gezwungen, auch Gegebenheiten ihre Aufmerksamkeit zu schenken, die sie in der Heimat gewissermaßen im Halbschlaf hinnehmen. Eine daheim beiläufig abgetane Wahrnehmung kann so zu einem Ereignis werden, über das es zu berichten lohnt, eine zuhause als unwesentlich empfundene Angelegenheit zur großen Herausforderung, auch bedingt durch die eigene kulturelle Sichtweise, gibt es doch „keinen Ort jenseits der Kulturen, der uns einen unbefangenen und unbeschränkten Überblick gestatten würde.“⁸⁾ Wie Reisende bzw. sich länger jenseits des Ärmelkanals Aufhaltende mit den von alltäglichen Erlebnissen ausgehenden Herausforderungen lebensweltlich umgehen und sie literarisch bzw. sprachlich inszenieren, zeigt der vorliegende Aufsatz, im Rückblick auf fiktive, essayistische und diaristische Texte. Die Überlegungen von Bernhard Waldenfels zum Umgang des Individuums mit dem Fremden sowie zur Phänomenologie des Alltags sollen dazu beitragen, die schriftlich fixierten Beobachtungen und Erfahrungen begrifflich beschreibbar zu machen, zu erhellen und es ermöglichen, sie zu vergleichen oder zusammenzuführen.

1.

Karl Philipp Moritz' Bericht ›Reisen eines Deutschen in England im Jahr 1782‹ zeichnet ein verhältnismäßig unvoreingenommener Blick aufs Detail aus. Zwar staunt Moritz über die Großartigkeit Londons im Allgemeinen, doch betrachtet

7) BERNHARD WALDENFELS, *Der Stachel des Fremden*, Frankfurt/M. 1990, S. 191. „Hierher gehört das Geschehen der Eingewöhnung, das sich in Form von Lernprozessen, Traditionsbildungen und Normalisierungen vollzieht“ (S. 198). Waldenfels bezieht sich mit der „Veralltäglichung“ auf Max Weber.

8) BERNHARD WALDENFELS, *Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden*, Frankfurt/M. 2006, S. 109.

er ebenso aufmerksam das unmittelbar Naheliegende, wie den privaten Raum jenseits des Repräsentativen: „Ich bewohne nun ein großes Zimmer unten an der Erde vorn heraus, das mit Tapeten und Fußsteppichen versehen, und sehr gut möbliert ist. Die Stühle sind mit Leder überzogen, und die Tische von Mahagoniholz.“⁹⁾ Indem Moritz seine unmittelbare Umgebung detailliert schildert, lässt er seine Leser daran teilhaben, wie er als Reisender in der Fremde mit dem neuen Alltag vertraut werden und sich eingewöhnen will – Waldenfels formuliert 205 Jahre später den Gedanken, dass ‚Gewohnheit‘ „mit Eingewöhnung und Wohnen zu tun“¹⁰⁾ hat. Die Vielfalt der Materialien, die Moritz in seinem neuen, zeitweisen Zuhause umgeben, sind dafür anscheinend von besonderer Bedeutung. Des Weiteren erzählt er von seinen Bettdecken, vom Schuhputzen, von Essens- und Aufstehenszeiten, dem allabendlichen Anzünden der Laternen in den Straßen, den sich stets in die Länge ziehenden Besuchen beim Friseur. Moritz vermittelt dabei nur implizit, wie seine Sinne angesprochen werden, konzentriert sich stattdessen auf die materielle Beschaffenheit seiner Umgebung und rituell anmutende Regelmäßigkeiten. Von seinen Beobachtungen, die er en détail schildert, sei nur eine herausgegriffen:

Aber es gibt eine Art, Butterscheiben am Kaminfeuer zu rösten, welche unvergleichlich ist. Es wird nemlich eine Scheibe nach der andern so lange mit einer Gabel ans Feuer gesteckt, bis die Butter eingezogen ist, alsdann wird immer die folgende drauf gelegt, so daß die Butter eine ganze Lage solcher Scheiben allmählich durchzieht: man nennt dies einen *Toast*.¹¹⁾

Was sich heute wie eine humorvolle Arabeske liest, zeigt im Gegenteil, dass zur Zeit von Moritz ein Toast alles andere als selbstverständlich in Deutschland war und dass dort, wo es für einen Engländer alltäglich zugeht, für einen Deutschen (und nicht zuletzt für einen deutschen Leser) erhöhter Erklärungsbedarf bestand. Wie „unvergleichlich“ das Toasten von „Butterscheiben“ (damit gemeint sind anscheinend gebutterte Brotscheiben) ist, äußert sich dann auch darin, dass das Vorgehen beim Toasten schrittweise illustriert wird („alsdann [...] allmählich“). Den kleinen treffenden Beobachtungen wird verhältnismäßig hohe Bedeutung beigemessen, da sie Überraschungen bereithalten – und „[U]nvergleichliche[s]“ wird vom Reisenden eben nicht antizipiert, entsprechend würde das Staunen darüber ansonsten „verschwinden wie ein Phantom“.¹²⁾ Es sind Alltäglichkeiten wie diese, die Moritz in Staunen versetzen, ansonsten spa-

⁹⁾ KARL PHILIPP MORITZ, *Reisen eines Deutschen in England im Jahr 1782*, Frankfurt/M. 2000, S. 16.

¹⁰⁾ BERNHARD WALDENFELS, *Ordnung im Zwielflicht*, Frankfurt/M., S. 79.

¹¹⁾ MORITZ, *Reisen eines Deutschen* (zit. Anm. 9), S. 24.

¹²⁾ BERNHARD WALDENFELS, *Phänomenologie des Eigenen und des Fremden*, in: *Furcht und Faszination. Facetten der Fremdheit*, hrsg. von HERFRIED MÜNKLER und BERND LADWIG, Berlin 1997, S. 65–83, hier: S. 74.

ziert er auf den letzten Seiten „noch aus Langerweile“¹³⁾ durch London. „Über Fremdes und mit Fremden sprechen bedeutet, sich auf die Bahn der Aneignung zu begeben.“¹⁴⁾ In der systematischen Erklärung dessen, was „unvergleichlich“ scheint und Moritz überrascht, und damit der Anverwandlung der vormaligen fremden Praxis des Röstens von „Butterscheiben“, zeichnet sich der „Versuch einer Überwindung des Fremden durch *Verstehen*“¹⁵⁾ ab.

Unter all den für den Reisenden unvertrauten Gepflogenheiten gibt es allerdings eine, die Moritz für den Rest seines Aufenthalts zu schaffen machen wird: „Ein Fußgänger scheint hier ein Wundertier zu sein, das von jedermann, der ihm begegnet, angestaunt, bedauert, in Verdacht gehalten und geflohen wird.“¹⁶⁾ Bedenkt man, wie genau Moritz darüber reflektiert, wie unvertraut den Engländern sein Verhalten ist – sie sind es nun, die „staun[en]“! –, wäre die Antwort auf die Frage, ob „die anderen, die Mitglieder eines fremden Milieus, einer fremden Gruppe, einer fremden Kultur uns fremd [sind] oder [...] wir ihnen“¹⁷⁾ in diesem speziellen Fall vermutlich: Beide sind sie einander fremd, die Einheimischen den Reisenden sowieso, die Reisenden den Einheimischen aber im Grunde nicht minder. Wenn Moritz rasten will, versteckt er sich auf Seitenwegen, um unbeobachtet Milton lesen zu können, denn als Wanderer wird er von vorbeikommenden Einheimischen „angestaunt“ bzw. sein Verhalten wird von ihnen kritisch beäugt, weil sie es missverstehen. Für sie lässt sich das Gesehene klar deuten, sie nehmen automatisch an, dass derjenige, der zu Fuß unterwegs ist, sich die übliche Form des Reisens nicht leisten kann. Moritz geht diesem Missverstehen buchstäblich aus dem Weg, indem er den eigenen Alltag – Wandern mit Leseпаusen – nun möglichst im Verborgenen bewahrt. Zwar will Moritz die fremden Alltagsdetails *verstehen*; *sich aneignen* will er sie aber eher nicht, zumindest nicht in diesem Fall, auch wenn es sich bei Milton um eine durch und durch englische Reiselektüre handelt.

Auf dem Land kommt er mit dieser Einstellung auch ganz gut voran. Schwieriger wird es, als Wanderer nachts eine Bleibe zu finden. Im Laufe von Moritz' Reise gewinnt man den Eindruck, seine Erlebnisse seien zunehmend von diesem einen Umstand bestimmt, denn abends ist er oft lange auf der Suche nach einer Unterkunft – und daraus generieren sich, auch im Dunkeln, weitere abenteuerliche Momente. „Zwischen den Kulturen verläuft eine Schwelle“¹⁸⁾ wird hier deutlich, und anders als beim *Toast*, der Moritz' eigene

¹³⁾ MORITZ, *Reisen eines Deutschen* (zit. Anm. 9), S. 174.

¹⁴⁾ WALDENFELS, *Vielstimmigkeit der Rede* (zit. Anm. 2), S. 9.

¹⁵⁾ Ebenda, S. 16.

¹⁶⁾ MORITZ, *Reisen eines Deutschen* (zit. Anm. 9), S. 82.

¹⁷⁾ WALDENFELS, *Grundmotive einer Phänomenologie* (zit. Anm. 8), S. 124.

¹⁸⁾ Ebenda, S. 114.

Gewohnheiten nicht grundlegend infrage stellt, und der auch nicht zu Missverständnissen führt, stehen das Aneignen des Anderen und das Bewahren des Eigenen für Moritz hier in einem spannungsreichen Verhältnis. Deutlich wird in Moritz' Beobachtungen, dass es trotz Offenheit und Annäherung nicht zu einer grundsätzlichen „Verlässlichkeit“ des (englisch-) Alltäglichen kommt, und dass diese Verlässlichkeit auch durch „ausdrückliches Wissen“ – das sich Moritz zweifelsohne aneignet – „niemals völlig zu ersetzen ist.“¹⁹⁾

Das Gegenstück zur Schilderung einer Wanderschaft, wie sie Moritz gibt, findet sich knapp zwanzig Jahre später bei Henry Crabb Robinson, der unter anderem in Jena unterwegs ist und dabei gerade über die *Abwesenheit* von Abenteuer spricht. Ihm erschließt sich nicht, wie man zumindest in dieser Gegend am besten vorankommt; mangels Erkenntnis kommt er nicht annähernd in die Situation, den fremden Alltag als Abenteuer zu erkennen und erleben zu können. Am 14. Juni 1801 schreibt er in sein Tagebuch:

In the morning Brentano & I began our Tour under no very favourable Auspices for the weather was bad. And we lost half a Stunde in making a foolish Attempt to go through Villages instead of taking the Post Road. Our day was barren of Adventures. We dined with the lusty Landlady at the Darmstt. Stadt in ffriedberg & paid dearly for her Courtesy to us.²⁰⁾

Die Textpassage zeigt auf den ersten Blick, wie der Mangel an Wissen über das lokale Alltagsleben verhindert, Fremdes zu erleben. Auf den zweiten Blick wird deutlich, dass das kulturell Andere gerade in der Abwesenheit jeglichen Abenteuers zutage tritt, auch wenn Crabb Robinson das nicht artikuliert. Mit Waldenfels gesprochen, trifft es in dieser Szene im wahrsten Sinne zu, dass sich „das Fremde zeigt [...], indem es sich uns entzieht.“²¹⁾ Die Möglichkeit einer *Verlässlichkeit* tut sich auf dieser Wanderung gar nicht erst auf.

2.

London bot seinen Besuchern Abenteuer ganz anderer Größenordnung als Reisen in der *countryside*. Heinrich Heine ließ sich nach seiner Ankunft 1827 auf Cheapside, der damals belebtesten Straße Londons, im wahrsten Sinne des Wortes umrennen. Dort wird er „von allen Seiten fortgeschoben oder gar

¹⁹⁾ WALDENFELS, *Der Stachel des Fremden* (zit. Anm. 7), S. 198.

²⁰⁾ HENRY CRABB ROBINSON, *Travel Diary 1801–1802*, f. 1. MS, Dr Williams's Library, London. Quotation by permission of the Director and Trustees of Dr Williams's Library, London, and the Henry Crabb Robinson Project (eds. Timothy Whelan and James Vigus), School of English and Drama, Queen Mary University of London <www.crabbrobinson.co.uk> [26.06.2019]. Für den Hinweis auf die Textpassage danke ich James Vigus.

²¹⁾ WALDENFELS, *Phänomenologie des Eigenen und des Fremden* (zit. Anm. 12), S. 73.

mit einem milden God damn! niedergestoßen. God damn! Das verdammte Stoßen! Ich merkte bald, dieses Volk hat viel zu tun.“²²⁾ Trotz des von Heine auf mehreren Seiten so brillant veranschaulichten Entsetzens ist sein Blick auf London schon weit weniger unvoreingenommen als derjenige von Karl Philipp Moritz; in den Tagen Scotts und Byrons war in Deutschland eine wahre Anglomanie ausgebrochen. Und wo sich Moritz noch staunend nähert, schiebt Heine den Kulturschock – und das angesichts des bloß alltäglichen Eilens auf einer belebten Straße – schon wieder augenzwinkernd von sich, jedenfalls in seinen Texten. Deutlich werden aber auch bei Heine „*Unvertrautheit* und *Unverständlichkeit* von Wahrnehmungsgestalten und Handlungssituationen, denen unser ‚Wissensvorrat‘ nicht gewachsen ist.“²³⁾ Seine Darstellung der Londoner Alltagswelt als durch und durch außergewöhnlich vermittelt, wie umfassend der Reisende „mit einer anderen Wirklichkeitsordnung konfrontiert“²⁴⁾ ist, sogar in der beiläufigsten aller öffentlichen Situationen, beim Betrachten einer Schaufensterauslage in einer städtischen Straße. Heine geht es in seiner Schilderung dieser Situation weniger darum, „sich auf die Bahn der Aneignung zu begeben“,²⁵⁾ als vielmehr das Andere als Anderes hervortreten zu lassen. Indem die Fremdheitserfahrung so schillernd inszeniert wird, erscheint das Andere als Kontrastfolie zum provinziellen Deutschland, aber auch als Ausblick auf das zukünftige Leben in der gesellschaftlichen Moderne generell, dem kaum *Verlässlichkeit*, dafür umso mehr Tempo innewohnt.

Hermann Fürst von Pückler-Muskau hat in seinen Briefen zwischen 1826 und 1829 (veröffentlicht als ›Briefe eines Verstorbenen‹) eine Fülle bemerkenswerter Alltagsbeobachtungen aus dieser Zeit aufgezeichnet, etwa: „Bei jeder Tasse Tee entrollt er [der Engländer] eine auf unendliches Papier gedruckte Zeitung von der Größe eines Tischtuches.“²⁶⁾ Nicht ohne spöttischen Humor wird anhand solcher Passagen verdeutlicht, dass es nicht ganz einfach ist, eine andere Kultur anschaulich zu machen, selbst wenn es um etwas Harmloses wie eine Zeitungslektüre geht. Pückler-Muskau illustriert das (nahezu) ‚Unvergleichliche‘ seiner Wahrnehmung, indem er zum Vergleich mit einem sicherlich weitaus größeren Tischtuch greift sowie zum hyperbolischen „unendlich“. Damit zeigt er, wie unvertraut der Anblick einer dermaßen großformatigen englischen Zeitung auch für seine Leser wäre, die die Zeitung nicht selbst anblicken können und deshalb zugespitzt von ihr erzählt bekommen. Nicht die

²²⁾ HEINRICH HEINE, *Sämtliche Werke*, hrsg. von KLAUS BRIEGLEB, München 2005, Bd. 2, S. 539.

²³⁾ WALDENFELS, *Vielstimmigkeit der Rede* (zit. Anm. 2), S. 91.

²⁴⁾ Ebenda.

²⁵⁾ Ebenda, S. 9.

²⁶⁾ In: GERHARD MÜLLER-SCHWEFE, *Deutsche erfahren England. Englandbilder der Deutschen im 19. Jahrhundert*, Tübingen 2007, S. 90.

Londoner Kriminalgeschichten, die, wie er nebenbei erwähnt, in der Zeitung stehen, beeindrucken und unterhalten hier, sondern deren ungewöhnliches Format; nicht der Inhalt, sondern die Form, als etwas „Unbekanntes in einem gesteigerten Sinne [...], für das unsere Ordnungsraster nicht ausreichen.“²⁷⁾ Wenn das Zeitungsformat schon verwundert, die schiere Materialität des nun wirklich alltäglichsten Gegenstandes, wie erscheint die andere Kultur dem Reisenden dann erst in ihrer Gesamtheit? Pückler-Muskau vermittelt auf souveräne Art und Weise und nicht zuletzt durch Komik erzeugende rhetorische Mittel, wie immens der Eindruck von Fremdheit sein kann – und zwar gerade *weil* er sich einem Detail wie dem Format einer Zeitung zuwendet.

George Eliots Briefe und Aufzeichnungen über ihre Zeit in Deutschland handeln vor allem von ihren Begegnungen mit Personen aus intellektuellen Kreisen sowie von kulturellen Ereignissen. Ihre Texte zeigen, dass sie sich intellektuell auf ihrer Reise zuhause fühlt. Mit den alltäglichen Umständen wird sie hingegen weniger vertraut, besonders im Hinblick auf das Wohnen; sie schreibt Beobachtungen aus dem Alltag nieder, die sie besonders irritieren, wie: „questionable meat, [...] stove-heated rooms and beds warranted not to tuck up“.²⁸⁾ Oder: „they consider a room furnished when it has a looking-glass and an escritoire in it“.²⁹⁾ Und sie reflektiert darüber, indem sie gelegentlich Verbindungen vom Speziellen zum Allgemeinen herstellt. In München zieht Eliot 1858 aus ihren Beobachtungen eine besonders pointierte Schlussfolgerung: „Soon we were at the Bairische Hof [...] – this was the first time of our journey that we had a carpet-less room and mattresses instead of spring beds. It was Germany *pur et simple*.“³⁰⁾

„*Pur et simple*“ gilt hier im doppelten Sinne: sowohl lebensweltlich, indem der Raum nur mit wenigen Gegenständen ausgestattet ist, als auch epistemologisch, indem sich die nationalstereotype Projektion in reduzierter und damit kondensierter bzw. prägnanter Form darbietet. Die Beobachtung will zeigen, wie sich ‚das Deutsche‘ in der spärlichen Ausstattung des Zimmers auf den Punkt bringen lässt. Eliot entwickelt hier gewissermaßen eine rhetorische Strategie der Fremdwahrnehmung en miniature, und gerade weil es sich um eine aufs Detail konzentrierte Beobachtung handelt, mutet ihre Argumentation so bestechend an. Michael Sheringham zufolge gilt prinzipiell: „The oscillation between negative and positive evaluations is endemic to thinking

²⁷⁾ WALDENFELS, Ordnung im Zwielficht (zit. Anm. 10), S. 123.

²⁸⁾ The Journals of George Eliot, hrsg. von MARGARET HARRIS and JUDITH JOHNSTON, Cambridge 2000, S. 257.

²⁹⁾ Selection from the George Eliot Letters, hrsg. von GORDON S. HAIGHT, New Haven 1985, S. 185f.

³⁰⁾ The Journals of George Eliot (zit. Anm. 28), S. 309.

about the everyday. This means that any appeal to everydayness as interesting or valuable is likely to involve rehabilitation or exhortation: look at what you've overlooked!“³¹⁾ Eliot hingegen wendet dieses Prinzip ins Gegenteil, bei ihr findet keinerlei Oszillieren statt. Stattdessen entpuppt sich für sie das Häufige als das Typische bzw. Essentielle. Damit bricht die Reflexion allerdings auch ab, mündet sie doch in eine eher problematische Verallgemeinerung.

Sich in der Fremde die unmittelbare Umgebung möglichst vertraut einzurichten, also zumindest im Hinblick auf die Unterkunft Verwunderungen und Irritationen zu vermeiden, ist seit dem neunzehnten Jahrhundert das Anliegen vieler Reisender. Dies geschah nicht zuletzt im Rahmen der aufkeimenden Tourismusindustrie; 1855 führte Thomas Cook die erste Reisegruppe nach Deutschland, dessen Hotels sich den Bedürfnissen englischer Gäste nach und nach anpassten. Thomas Carlyle übernachtete 1858 in Berlin im „British Hotel“. Außerdem hatten Reisehandbücher wie dasjenige von John Murray aus dem Jahr 1853 Konjunktur. Sein ›Handbook for Travellers on the Continent‹ enthält eine breite Mischung aus hilfreichen Informationen, die das Reiseland anschaulich machen sollen, und sei es durch die Angabe der genauen Anzahl der Soldaten und der jährlich veröffentlichten Bücher. Hinzu kommen ausführliche Angaben zu Unterkunft und Reismöglichkeiten.

Gleich an dritter Stelle, nach „Passports“ und „Inns and Expenses“, vergleichsweise prominent und, anders als sonst, mit möglichen Reaktionen des Reisenden verknüpft, wird der Unterpunkt „German Beds“ aufgeführt. Zwischen den praktischen und institutionellen Informationen findet sich eine aufs Detail gerichtete Alltagsdiagnose. Murray bezieht sich auf Konkretes, Materielles, Dinghaftes: „One of the first complaints of an Englishman on arriving in Germany will be directed against the beds. It is therefore as well to make him aware beforehand of the full extent of the misery to which he will be subjected on this score.“³²⁾ Es ist Murrays Anliegen, den Reisenden vorzubereiten, also Überraschungen – zumindest im Hinblick auf die Nachtruhe – möglichst zu vermeiden. Entsprechend folgt eine ausführliche Beschreibung der zahllosen Unbequemlichkeiten, die der Reisende laut Murrays ›Handbook‹ in deutschen Betten erleiden wird. Anschließend bekräftigt Murray seine Warnung, indem er Samuel Taylor Coleridge zitiert: „Mr. Coleridge has recorded his abhorrence of a German bed, declaring, he would rather carry his blanket about him, like a wild Indian, than submit to this abominable custom.“³³⁾

³¹⁾ MICHAEL SHERINGHAM, *Everyday Life. Theories and Practices from Surrealism to the Present*, Oxford 2006, S. 23.

³²⁾ JOHN MURRAY, *Handbook for Travellers on the Continent*, 9. Aufl., London 1953, S. 200.

³³⁾ Ebenda.

Hätte Murray sein ›Handbook‹ ein paar Jahrzehnte später geschrieben, er hätte außerdem, neben George Eliot, den Titelhelden aus Christopher Isherwoods ›Mr. Norris Changes Trains‹ (1935) zitieren können. Auch dieser bringt offenbar seine eigenen Decken in die viel zu kleinen deutschen Betten mit: „As you observe, I'm conservative enough to keep to my English sheets and blankets. The German feather-bags give me the most horrible nightmares.“³⁴⁾ Decke versus Daunenbett, das ist es vor allem, was gegen Deutschland ins Feld geführt wird. Im Privatesten, das sich anscheinend am heftigsten der *Veralltäglic*h

widersetzt (hier der Veränderung durch einen *fremden* Alltag), wird das Eigene im Verborgenen bewahrt oder dies zumindest angeraten – entsprechend der Gewohnheit von Karl Philipp Moritz, auf Reisen zu Fuß unterwegs zu sein, auch wenn er damit bei den Einheimischen auf Unverständnis stößt. Was für englische Reisende die deutschen Betten sind, ist für Deutsche in England die Sonntagslangeweile. Nun mag ein Sonntag nicht unbedingt Alltag sein; er kehrt dennoch regelmäßig wieder, wird selbstverständlich ‚begangen‘ – oder eben nicht. Die Sonntagslangeweile ist geradezu ein Leitmotiv in der deutschsprachigen Literatur über England, wie bei Johann Valentin Adrian, der beklagt: „alles, was klingt, ist verpönt an diesem Tage der Langeweile.“³⁵⁾ Pückler-Muskau berichtet von einem Gespräch: „Es war gerade Sonntag, und die alte Dame konnte sich nicht enthalten [...], strafend auszurufen: ‚Aber wie ist es möglich, dass ein *guter* Mensch wie Sie an einem *Sonntag* normal eine Reise antreten kann!“³⁶⁾ Theodor Fontane formuliert es besonders sarkastisch: „Die großen Tyrannen sind ausgestorben; nur in England lebt noch einer – der Sonntag.“³⁷⁾ Geradezu überdeutlich findet bei Fontane eine „kognitive Distanzierung“ statt, er überzeichnet den Sachverhalt, nachdem „die Erwartungen auf einen vertrauten Verlauf der Dinge enttäuscht“³⁸⁾ worden sind.

Hinzukommen könnte, dass die sonntägliche Ruhe gerade in London mit der Annahme in Konflikt gerät, es ginge in dieser Stadt fortwährend rastlos oder zumindest abwechslungsreich zu (eine Annahme, die vielleicht von der Lektüre der Heine'schen Reisebilder befeuert wurde). Die Erfahrung des fremden sonntäglichen Alltags widerspräche in diesem Fall nicht nur der eigenen Gewohnheit, sondern auch dem „ausdrückliche[n] Wissen“³⁹⁾ bzw. den Erwartungen des Reisenden. Dies scheint dazu beizutragen, dass auch hier, ähnlich wie bei Eliot, das Sheringham'sche Prinzip des Oszillierens geradezu ins Ge-

³⁴⁾ CHRISTOPHER ISHERWOOD, *Mr Norris Changes Trains*, 6. Aufl., London 1956, S. 31.

³⁵⁾ JOHANN VALENTIN ADRIAN, *Bilder aus England*. 2 Bde. Frankfurt/M. 1827/28, Bd. 2, S. 31.

³⁶⁾ In: MÜLLER-SCHWEFEL, *Deutsche erfahren England* (zit. Anm. 26), S. 90.

³⁷⁾ THEODOR FONTANE, *Aus England und Schottland*, München 1963, S. 53.

³⁸⁾ WALDENFELS, *Vielstimmigkeit der Rede* (zit. Anm. 2), S. 91.

³⁹⁾ DERS., *Der Stachel des Fremden* (zit. Anm. 7), S. 198.

genteil verkehrt wird. Die Beobachter machen es sich in ihren Texten zunutze, dass es „keinen Ort jenseits der Kulturen [gibt], der uns einen unbefangenen und unbeschränkten Überblick gestatten würde.“⁴⁰⁾ Die Befangenheit des Blicks sowie die Grenzen kulturellen Wissens werden hier rhetorisch eingesetzt, um die ‚Unvergleichlichkeit‘ besonders hervorzuheben, wodurch Prozesse der Stereotypisierung in Gang gesetzt bzw. ziemlich klar konturierte Wahrnehmungsfolien erzeugt werden.

3.

Im Jahr 1900 verfasste Jerome K. Jerome eine Fortsetzung seines früheren Romans ‚Three Men on a Boat‘ und schickte seine Hauptfiguren diesmal, in ‚Three Men on the Bummel‘, zum Radfahren quer durch Deutschland. Für die drei Reisenden ergibt sich immer wieder Anlass zur Verwunderung. Als besondere Herausforderung erweist sich das Zugfahren, wo die Bürokratie in den Augen eines Engländer alles andere als Ordnung schafft:

German travelling, it may be explained, is somewhat complicated. You buy a ticket at the station you start from for the place you want to go. You might think this would enable you to get there, but it does not. When your train comes up, you attempt to swarm into it; but the guard magnificently waves you away. Where are your credentials? You show him your ticket. He explains to you that by itself that is of no service whatever; you have only taken the first step towards travelling; you must go back to the booking office and get in addition what is called a ‚*schnellzug* ticket‘. With this you return, thinking your troubles over. You are allowed to get in, so far so good. But you must not sit down anywhere, and you must not stand still, and you must not wander about. You must take another ticket, this time what is called a ‚*platz* ticket‘, which entitles you to a place for a certain distance.⁴¹⁾

Das Komische der Passage besteht darin, dass sie wie eine präzise Anleitung formuliert ist, dabei aber das Ineffiziente des Vorgangs chronologisch reproduziert. Es wird möglichst gewissenhaft erklärt, wie umständlich der Erwerb einer gültigen Fahrkarte in Deutschland vonstatten geht. Der Ich-Erzähler von ‚Three Men on the Bummel‘ stellt daraufhin eine Liste zusammen, sorgfältig gegliedert, in der alle Varianten von Fehlverhalten im Zug klassifiziert sind. Jedoch, so der Erzähler, „explanations are held as no excuse in Germany.“⁴²⁾ Berichtet wird bei Jerome nicht vom Verstehen des kulturell Anderen, geschweige denn von dessen Aneignung, sondern von der schieren Verwunderung über die andere Kultur und – über die Undurchschaubarkeit hinausgehend – die völlige Sinnlosigkeit, die nahezu das Bahnfahren selbst in Frage stellt; jedenfalls in den

⁴⁰⁾ DERS., Grundmotive einer Phänomenologie (zit. Anm. 8), S. 109.

⁴¹⁾ JEROME K. JEROME, Three Men on the Bummel, London 1983, S. 125.

⁴²⁾ Ebenda, S. 126.

Augen des Reisenden. Ein Verstehen oder Eingewöhnen ist ihm unmöglich, das zeigt die Passage – anders als Moritz' genaue Beschreibung des Toastens von „Butterscheiben“. Aus der scheinbar objektiven Warte des Ich-Erzählers ist der Erwerb einer gültigen Fahrkarte ineffizient, wenn nicht widersinnig und von daher unzugänglich. Entsprechend erfahren wir am Schluss der Szene, dass sich Georges Zugfahrt als eine der teuersten Reisen gestaltete, die wohl jemals unternommen wurden. Unzugänglichkeiten wie diese lassen sich womöglich mit Alfred Schütz' ‚Relevanzstrukturen‘⁴³⁾ erklären, die in verschiedenen Kulturen jeweils verschieden ausgeprägt sind.

Außerdem bemerkenswert ist die Episode mit den Briefkästen:

Why, in Germany, is it the custom to put the letterbox up a tree? Why do they not fix it to the front door as we do? I should hate having to climb up a tree to get my letters. Besides, it is not fair to the postman. In addition to being most exhausting, the delivery of letters must to a heavy man, on windy nights be positively dangerous work.⁴⁴⁾

Da Jerome die Befremdlichkeiten dermaßen überzeichnet – im Grunde ist er ein Humorist vom Schlage Heines –, machen diese kleinen Erlebnisse letztlich die große Reise aus. Gerade weil tausenderlei kulturelle Missverständnisse die Weiterreise manchmal fast verhindern, und weil sich die drei Radfahrer von Kuriositäten wie den Briefkästen dazu angehalten sehen, sich mit der anderen Kultur auseinanderzusetzen, bietet sie genau das an Abenteuer, was Crabb Robinson auf seiner gemeinsamen Wanderung mit Brentano vergeblich suchte. Das Spektakuläre verschwindet angesichts „jene[s] Bereich[s] der Wirklichkeit, in dem uns natürliche und gesellschaftliche Gegebenheiten als die Bedingung unseres Lebens unmittelbar begegnen“, auf dieser Reise geht es daher im wahrsten Sinne um „Vorgegebenheiten, mit denen wir [hier: die drei englischen Radfahrer] fertig zu werden versuchen müssen.“⁴⁵⁾ Darüber hinaus formuliert der Erzähler seine Kritik so, als wolle er seiner Fremdheitserfahrung eine moralische Dimension verleihen, weist er doch darauf hin, die Arbeit des Briefträgers sei „positively dangerous“. Indem er eine scheinbare Gefahr beschwört, treibt er seinen Spott aber nur weiter und weiter, denn de facto sind die Briefkästen ja nicht oben in den Bäumen angenagelt, sondern auf Brust- oder Hüfthöhe. Auf diese Weise wird selbst eine harmlose Radtour zu einer humorvoll erzählten Abenteuerreise, auch wenn sie ab und an allzu belehrend gestaltet ist. Die besichtigten Städte und Landschaften werden zum Beiwerk degradiert, im Vordergrund stehen stets die Hindernisse des Alltags. Daraus, dass das „Erklären [...] keine Nähe und Vertrautheit, eher das Gegenteil“⁴⁶⁾ schafft, speist sich

⁴³⁾ ALFRED SCHÜTZ, *Das Problem der Relevanz*, Frankfurt/M. 1982, S. 42.

⁴⁴⁾ So der Mitreisende George. JEROME, *Three Men on the Bummel* (zit. Anm. 41), S. 95.

⁴⁵⁾ SCHÜTZ und LUCKMANN, *Strukturen der Lebenswelt* (zit. Anm. 5), S. 11.

⁴⁶⁾ WALDENFELS, *Vielstimmigkeit der Rede* (zit. Anm. 2), S. 72.

die Komik dieser Episoden. Vor allem aber bleiben die von den Radfahrern gestellten Fragen unbeantwortet. Die Misslichkeiten und Kuriositäten werden als verwunderliche, anekdotenhafte Erlebnisse der Reisenden stehen gelassen, sie werden allenfalls mit Empfehlungen versehen – aber eben nicht auf einen gemeinsamen kulturellen Nenner („das Deutsche“) gebracht.

Den deutschen Alltag auf längere Zeit mitzuerleben, dabei aber eine gewisse Distanz zu bewahren: das war gewissermaßen das Programm in Christopher Isherwoods ›Goodbye to Berlin‹ (1939). Den Erzähler dieses Buchs beschrieb Isherwood rückblickend als „the detached foreign observer“.⁴⁷⁾ Sein Blick auf die Alltagsgegenstände konzentriert sich aufs kleinste Detail:

Everything in this room is [...] unnecessarily solid, abnormally heavy and dangerously sharp. Here, at the writing table, I am confronted by a phalanx of metal objects – a pair of candlesticks shaped like entwined serpents, an ashtray from which emerges the head of a crocodile, a paper knife copied from a Florentine dagger, a brass dolphin holding on the end of the tail a small broken clock.⁴⁸⁾

„What becomes of such things?“⁴⁹⁾ fragt der Erzähler im Anschluss. Wie etwa 150 Jahre vor ihm Karl Philipp Moritz beschreibt Isherwood sein Zimmer. Aber anders als Moritz reflektiert er über den Sinn der Dinge; durch noch detailliertere Beschreibungen der Alltagsgegenstände zwischen Gebrauchsutensil und Dekoration arbeitet er auf sensible Weise deren Befremdlichkeit eigens heraus und zeigt uns damit mittelbar auch, wie geschärft unsere Wahrnehmung in einem anderen kulturellen Umfeld ist, und dass selbst im Kleinsten das Andere zu entdecken ist, was auch im Wort „confronted“ zum Ausdruck kommt. Dabei ist zumindest der Rhythmus des Alltags dem Erzähler längst vertraut, das teilt er dem Leser nebenbei mit, beispielsweise als er ankündigt: „And soon the whistling will begin.“⁵⁰⁾ Oder wenn er schildert, was hinter verschlossenen Türen geschieht: „they whistle up at the lighted windows of warm rooms where the beds are already turned down for the night.“⁵¹⁾ Und er kennt sehr gut den „extraordinary smell in this room when the stove is lighted and the window shut“.⁵²⁾

But that is precisely the point of the sort of novels that Isherwood was attempting to write, namely, to present and to examine the interrelations of two cultures, to seek to understand how and why two different and even inimical worlds understood or misunderstood each other.⁵³⁾

⁴⁷⁾ CHRISTOPHER ISHERWOOD, *Christopher and His Kind. 1927–1939*, London 1977, S. 49.

⁴⁸⁾ DERS., *Goodbye to Berlin*, London 1966, S. 15.

⁴⁹⁾ Ebenda.

⁵⁰⁾ Ebenda, S. 13.

⁵¹⁾ Ebenda, S. 14.

⁵²⁾ Ebenda.

⁵³⁾ PETER EDGERLY FIRCHOW, *Strange Meetings. Anglo-German Literary Encounters from 1910 to 1969*, Washington 2008, S. 131f.

Dabei bewahrt der Erzähler aber Distanz, er unternimmt keinen einzigen „Bemächtigungsversuch“, der „zu einer gewaltsamen Rationalisierung“ führen könnte, sondern er nutzt die von den Dingen ausgehende „Beunruhigung, Störung und Verstörung“⁵⁴) subtil für seine erzählerischen Zwecke. Allenfalls verallgemeinert er vage („such things“), betrachtet in der Regel jede einzelne Sache so lange, bis sie in ihrer Einzigartigkeit erkannt und auf den Punkt gebracht ist. Die detaillierte und in diesem Fall mit Ernst vorgebrachte Beschreibung von Dingen und Wahrnehmungen hat aber auch eine Funktion jenseits dessen, dass sie Verständnis für eine den Engländern fremde Kultur erwecken will; schließlich teilt der Erzähler am Ende des Buches mit, wie sehr sich die Welt, von der er gerade erzählt hat, im Umbruch befindet. Der akkurat protokollierte Alltag der Spätweimarer Zeit ist hier auch deshalb besonders – und besonders aufzeichnungswürdig –, weil er spürbar bald der Vergangenheit angehören wird („What becomes of such things?“⁵⁵). ›Goodbye to Berlin‹ archivierte Lebenswirklichkeiten, jedenfalls sofern sie literarisch aufbewahrt werden können.

4.

Wie gehen Schreibende mit dem fremden Alltag in einer Zeit um, in der längst bekannt ist, was ein *Toast* ist? Der Alltag bleibt anscheinend trotzdem voller Merkwürdigkeiten, die bewundert oder kritisch beäugt werden, und weiterhin „lauert Unbekanntes und Unverfügbares, das uns verlockt und bedroht, und beides oft in einer delikaten Mischung aus Überraschendem und Übermächtigem.“⁵⁶) Matthias Polityckis Gedicht „Ursprung des philosophischen Empirismus“ (2015) widmet sich den englischen „knuffig kleinen Waschbecken“,

mit ihren zwei Hähnen
 am äußerst linken und am äußerst rechten Rand
 für kaltes und
 für warmes Wasser
 und doppelt rätselhaft,
 weil auch die Wasserhähne selber
 so geduckt gedrunge sind,
 daß man kaum eine einz'ge Hand komplett untern Wasserstrahl
 bekommt. [...]
 Lang stand ich jedes Mal davor,
 ehe ich Finger für Finger
 mal untern heißen,
 mal untern kalten Wasserstrahl gehalten hatte,

⁵⁴) WALDENFELS, Grundmotive einer Phänomenologie (zit. Anm. 8), S. 125.

⁵⁵) ISHERWOOD, Goodbye to Berlin (zit. Anm. 48), S. 15.

⁵⁶) WALDENFELS, Der Stachel des Fremden (zit. Anm. 7), S. 193.

das Alltägliche war plötzlich
wieder Abenteuer geworden und
Anlaß, sich letzten Fragen zu stellen,
äußerst befriedigend am Ende,
wenn man's halbwegs bestanden und,
wennleich ohne allerletzte Antworten,
hinter sich hatte.⁵⁷⁾

Gewöhnlich ist das Wissen über kulturell Fremdes „nur wenig strukturiert und kaum differenziert“, und was „wir wahrnehmen, sind eher grobe Linien als innere Vielfalt der Formen.“⁵⁸⁾ Das vorliegende Gedicht handelt hingegen gerade von jener Formenvielfalt der Dinge, die bereits Christopher Isherwood ausgesprochen genau in den Blick nahm, auch wenn es hier nur um einen einzigen Gegenstand geht. Dieser Gegenstand stellt das Gedicht in die Tradition des Dinggedichts, wobei er ausgehend vom Staunen im Sinne von schierer Verwunderung erkundet wird. Es geht offensichtlich darum, dass man ein Waschbecken so unpraktisch konstruieren kann wie (für die Radfahrer bei Jerome) andernorts den Bahnverkehr oder die Aufhängung für Briefkästen. Und was als Beschreibung eines Waschbeckens daherkommt, entpuppt sich als grundsätzliche Abrechnung, die mindestens so ironisch ist wie die Alltagsbeschreibungen früherer Englandreisender.

Wie in der Überschrift „Ursprung des philosophischen Empirismus“ angedeutet, greift die Alltagsbeobachtung aus und es kommt zu umfassenden Schlussfolgerungen, die Alltagswelt wird zur „Evidenz- und Bewährungsquelle für anderweitige Erkenntnis.“⁵⁹⁾ Dabei handelt es sich aber nicht um scheinbar essentielle Wahrheiten über die andere Kultur oder um Typisierungen; die für das Dinggedicht typische „Neigung zur symbol[ischen] Ausdeutung“⁶⁰⁾ bezieht sich nicht auf nationale Stereotype. Es werden vielmehr epistemologische Einsichten gewonnen. Denn sichtbar wird im Gedicht ein der Wahrnehmung – und besonders der Wahrnehmung des kulturell Anderen – wesentlicher Mechanismus: „Da sich der Fremde nicht dem natürlichen Lauf der Dinge anvertrauen kann, ist er zu Abstandnahme und genauem Hinsehen genötigt. Auf diese Weise vermag er Einsichten zu gewinnen, welche den praktisch Versierten in der Regel verschlossen bleiben.“⁶¹⁾

Das Gedicht über die „knuffig kleinen Waschbecken“ zeigt, wie sich beim genauen Hinsehen auf die Oberfläche eines fremden Alltags auch tiefergehende

⁵⁷⁾ MATTHIAS POLITYCKI, *Sämtliche Gedichte. 2017–1987*, Hamburg 2018, S. 133.

⁵⁸⁾ HERFRIED MÜNKLER und BERND LADWIG, *Dimensionen der Fremdheit*, in: *Furcht und Faszination, Facetten der Fremdheit*, hrsg. von dens., Berlin 1997, S. 11–44, hier: S. 25.

⁵⁹⁾ BERNHARD WALDENFELS, *In den Netzen der Lebenswelt*, Frankfurt/M. 1985, S. 155.

⁶⁰⁾ GERO VON WILPERT, *Sachwörterbuch der Literatur*, 8. Auflage, Stuttgart 2001, S. 176.

⁶¹⁾ MÜNKLER und LADWIG, *Dimensionen der Fremdheit* (zit. Anm. 58), S. 35.

Einsichten gewinnen lassen. Es führt den Leser zwangsläufig zu der Erkenntnis, „daß jeder Sinn und jede Form der Verständlichkeit an bestimmte Lebensformen und Weltordnungen gebunden bleibt, die sich ihrerseits als selektiv und exklusiv erweisen.“⁶²⁾ In der Faszination für die selbst im Kleinsten sichtbar werdende andere Weltordnung tritt eine unverhohlene Freude an deren Vielfalt zutage, die auch als Belohnung des Reisenden für eine Art phänomenologischer Redlichkeit gesehen werden kann, ist doch mit einigem Augenzwinkern⁶³⁾ die Rede vom bestandenem „Abenteuer“. Dem lyrischen Ich gelingt es durch seine Mikroperspektive auf den Alltag, sich „letzten Fragen“ zu stellen, auch wenn sie auf der Inhaltsebene, also im Hinblick auf die unpraktische Gestaltung des Waschbeckens, unbeantwortet bleiben: Das Gedicht bleibt „ohne allerletzte Antworten“. Sie sollen vielleicht ganz bewusst unbeantwortet bleiben, denn natürlich lässt ein unpraktisch konstruiertes Waschbecken in keiner Weise auf den englischen Empirismus schließen. Aber wir sind, mit Waldenfels, ohnehin „nicht Herr des eigenen Fragens“,⁶⁴⁾ nicht einmal beim alltäglichsten Tun, wie dem Händewaschen.

5.

„The everyday ceases to be everyday when it is subject to critical scrutiny.“⁶⁵⁾ Einerseits bestätigen die hier besprochenen kleinen Textpassagen diese Annahme natürlich. Andererseits befinden sich die Reisenden oder Neuankömmlinge, indem sie auf einen fremden Alltag blicken, in einer besonderen Situation. Das von Einheimischen beiläufig Wahrgenommene erweist sich für sie zunächst einmal als spektakulär und faszinierend, womit „die Schattenseiten jener selektiven und exklusiven Ordnungen, die in den Strukturen der Lebenswelt und unserer Alltagswelt angelegt sind,“⁶⁶⁾ in etwas Gewinnbringendes gewendet werden. Denn die Sichtweise aufs Detail, kombiniert mit der erhöhten Sensibilität des Reisenden, lässt das kulturell Andere erst einmal fassbar werden – ebenso wie die Anstrengung, die erforderlich ist, um mit den lokalen

⁶²⁾ WALDENFELS, Vielstimmigkeit der Rede (zit. Anm. 2), S. 81.

⁶³⁾ Falls man das Wort „Abenteuer“ in diesem Zusammenhang wirklich ernst nehmen kann, also bereits das bloße Händewaschen ein Abenteuer für den Reisenden sein soll.

⁶⁴⁾ WALDENFELS, Vielstimmigkeit der Rede (zit. Anm. 2), S. 76.

⁶⁵⁾ RITA FELSKI, *Feminist Theory and Postmodern Culture*, New York 2000, S. 78. Zur Schwierigkeit, über den Alltag (literatur-) wissenschaftlich zu reflektieren, d.h. das „Paradox, [...] das spezifisch Alltägliche des Alltags als etwas Besonderes in den Blick“ zu nehmen, siehe SOLLTE-GRESSER, *Spielräume des Alltags* (zit. Anm. 6), S. 17; außerdem, zum Verhältnis von Literatur und Alltag, ebenda, S. 43f.

⁶⁶⁾ WALDENFELS, *Ordnung im Zwielficht* (zit. Anm. 10), S. 123.

„Bedingung[en des] Lebens“⁶⁷⁾ fertig zu werden. Wie viel Aneignungsleistung wäre erst notwendig, lebensweltlich und literarisch mit der Kultur in ihrer Gesamtheit umzugehen und vertraut zu werden? Diese Frage stellen die Beobachtungen gewissermaßen nebenbei.

Entsprechend schafft das „Erklären“ oft „keine Nähe und Vertrautheit, eher das Gegenteil“⁶⁸⁾ und die Beobachter distanzieren sich bewusst vom Betrachteten, nicht zuletzt zugunsten komischer Effekte. Die Effekte beruhen gerade auch darauf, dass das kulturell Andere in der literarisch inszenierten Beschreibung einerseits Anschaulichkeit gewinnt. Jeder ist vertraut mit einem Bett, einem Aschenbecher oder einer Zugfahrt. Andererseits wirken die Gegenstände und Erlebnisse sonderbar in der jeweilig unvertrauten Gestalt, und die Fremdheitserfahrung verdichtet sich im Alltagsobjekt oder dem Alltags Erlebnis. Gelegentlich wird ein solches Objekt oder Erlebnis als Blaupause verwendet und damit ausgehend von einem betrachteten Ausschnitt der Wirklichkeit auf das Typische, das Essentielle verwiesen, es wird vom Detail auf kulturelle Muster geschlossen – deren Komplexität dadurch aber reduziert wird –, und es kommt zu Stereotypisierungen.

Anderswo wird gezeigt, dass das Verstehen – oder auch nur das Übertreten einer „[z]wischen den Kulturen“ verlaufenden „Schwelle“⁶⁹⁾ – um seiner selbst willen erstrebenswert ist, und wenn es, ausgehend von der Verwunderung über ein Alltags Erlebnis oder über einen Alltagsgegenstand, nur im Kleinen geschieht. Da der Reisende eine Form von phänomenologischer Redlichkeit an den Tag legen kann und in der Regel absichtlich die Herausforderungen sucht, die das kulturell Andere an ihn stellt, kommt es nicht selten zum „Versuch einer Überwindung des Fremden durch *Verstehen*“⁷⁰⁾ oder, wenn denn genug Zeit dafür bleibt, durch einen „Prozeß der Eingewöhnung“⁷¹⁾ Dann initiieren Dinge und Erlebnisse Reflexionen nicht nur über das Fremde, sondern auch über das Eigene, und es tritt nicht nur das Einzigartige einer bestimmten kulturellen Umgebung zutage, sondern es zeigt sich auch etwas Allgemeingültiges jenseits des kulturell Besonderen. Sichtbar werden „die Grenzen der eigenen kulturellen Welt“⁷²⁾ Der Versuch, diese Grenzen zu überwinden, wird oft schillernd inszeniert, etwa bei Jerome oder Politycki. Die Beobachtungen bleiben strukturiert von eigenen kulturellen Wahrnehmungsmustern, selbst in der Wahrnehmung des Kleinsten, aber gerade dadurch wird uns „die Kontingenz

⁶⁷⁾ SCHÜTZ und LUCKMANN, Strukturen der Lebenswelt (zit. Anm. 5), S. 11.

⁶⁸⁾ WALDENFELS, Vielstimmigkeit der Rede (zit. Anm. 2), S. 72.

⁶⁹⁾ DERS., Grundmotive einer Phänomenologie (zit. Anm. 8), S. 114.

⁷⁰⁾ DERS., Vielstimmigkeit der Rede (zit. Anm. 2), S. 16.

⁷¹⁾ DERS., Der Stachel des Fremden (zit. Anm. 7), S. 193. Originale Kursivsetzung aufgehoben.

⁷²⁾ MÜNKLER und LADWIG, Dimensionen der Fremdheit (zit. Anm. 58), S. 30.

unserer Erwartungen und die Begrenztheit unseres Wissensvorrates vor Augen [geführt]. Sie sorgt für die Infragestellung unserer eingelebten Gewiheiten⁷³⁾ und macht gelegentlich auch sichtbar, dass der Mensch ganz grundsätzlich „auf der Schwelle zwischen Ordentlichem und Auerordentlichem [lebt].“⁷⁴⁾ Und nicht zuletzt wird anhand von einzelnen Details sowie dem individuellen Staunen darüber die faszinierende Rätselhaftigkeit gefeiert, die das scheinbar unspektakulär Andere durch genaue Beobachtung gewinnt.

⁷³⁾ Ebenda, S. 26.

⁷⁴⁾ WALDENFELS, Der Stachel des Fremden (zit. Anm. 7), S. 194.